

geschichtlichen Szenenwandel in der deutschen nachkriegszeitlichen Forschung, insbesondere in der Ostforschung, wie er sich auch im J. G. Herder-Forschungsrat selbst unverkennbar abgespielt hat. Theodor Schieder ist einer seiner Pioniere. Nach zahlreichen Arbeiten der fünfziger Jahre, die einen gewissen apologetischen Charakter, unter dem der Forschungsrat angetreten war, nicht ganz verleugnen konnten, haben sich um 1960, nicht ohne Mitwirkung Schieders², Arbeiten anderer Art durchgesetzt. Sie fürchten sich nicht vor den heikelsten Problemen der deutschen und preußischen Ostpolitik; sie decken Konzeptionen und Prozesse auf, die manche Anklagen aus den östlichen Nachbarvölkern verifizieren; sie lassen sich von den Klischees und Sprachregelungen einer „parteilichen“ Geschichtsschreibung im marxistisch-leninistischen Bereich nicht dazu verleiten, ihr Ziel aus den Augen zu verlieren, nämlich die Glaubwürdigkeit einer nicht national-apologetischen, einer objektiven, den antagonistischen Standpunkten überlegenen, differenzierenden Geschichtsschreibung. Zum Unterschied von Theodor Schieder selbst, der solche Souveränität glaubwürdig präsentiert, führt eine der Nachkriegsgeneration eigentümliche anti-thetisch-emotionale Haltung bei manchen seiner Schüler zu einem gewissen selbstanklägerischen Effekt: nicht, als wäre ihre Darstellung unrichtig oder nach einer anderen Richtung verzerrt; eher deswegen, weil nicht überall der Hintergrund mit seinen Gegenbeispielen mitgezeichnet ist, weshalb die staatliche oder mehrheitliche Nationalitätenpolitik manchmal als eine deutsche Eigentümlichkeit erscheint und nicht — was sie in Wirklichkeit ist — als eine allen Völkern in gleicher Situation eigentümliche Pathologie des Risorgimento-Nationalismus. Auch hierin ist die vorliegende Festschrift für die wissenschaftsgeschichtliche Rolle eines solchen Kreises repräsentativ: vom Meister in eine bestimmte Richtung gewiesen, ist seine Schule immer einer zeitgeschichtlichen Strömung ausgesetzt, die sie, mit einer kleinen Seitenabweichung, über ihn hinausführt; und das macht ihn wiederum ein wenig zum Klassiker.

Wiesbaden

Eugen Lemberg

2) vgl. Th. Schieder: Die Probleme des Geschichtsdenkens bei den europäischen Völkern. In: Geschichtsbewußtsein in Ostmitteleuropa, Marburg 1961, S. 4—19.

Ernst Oppenoorth: „Ausländer“ in Brandenburg-Preußen als leitende Beamte und Offiziere 1604—1871. (Aus dem Göttinger Arbeitskreis. Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr., Bd XXVIII.) Holzner-Verlag, Würzburg 1967. 100 S.

Das Wort „Ausländer“ im Titel ist unglücklich gewählt. Man konnte deutsche Nichtpreußen sagen oder echte Ausländer nennen. Solche hätten in genügender Zahl zur Verfügung gestanden — die Keith und Gordon, die Courbière, Chevallerie und Verdy, die Ballestrem, Bentivegni und Lynar, zuletzt die Szekely und Serdahelyi, ganz zu schweigen von den Hugenotten und den Polen. Die Untersuchung erstreckt sich von 1604 bis 1871. Männer, deren engere Heimat später mit Recht zu den festesten Stützen Brandenburg-Preußens zählte — Schlesien, Preußen selbst und Pommern —, wären zu Anfang vorliegender Arbeit als „Ausländer“ einzustufen gewesen — eine Bewertung, die kaum anders als absurd zu nennen wäre.

Die Zentren der Macht ziehen begabte und ehrgeizige Männer aus allen Windrichtungen an. Nur dort — im Mittelpunkt politischen und wirtschaftlichen Geschehens — lassen sich große Karrieren zurücklegen. Franzosen, die es zu etwas bringen wollten, wandten sich nach Paris. Briten und vor allem Schotten, denen die heimatliche Ländlichkeit zu eng wurde, zogen nach London. Niemand hat diese Zuwanderer als „Ausländer“ betrachtet. Im Reich war dies anders. Es bestand aus Dutzenden und aber Dutzenden von Herrschaftsgebieten. Ein Hohenloher ist in Baden bereits als Landfremder betrachtet worden. Aufs Ganze gesehen, ist es höchst unwichtig, ob ein Westfale in Wien, ein Pommer in Württemberg oder ein Bayer in Brandenburg eine erfolgreiche Laufbahn zurücklegt. Immerhin ist es jedoch von Interesse festzustellen, ob Verwaltung, Militärwesen und Diplomatie vorwiegend von „Eingeborenen“ oder aber überwiegend von „Zugereisten“ geleitet worden sind. Die Möglichkeit fruchtbarer Erkenntnisse jedoch liegt allein im Vergleich.

Der Wiener Historiker Heinrich Benedikt schreibt über Österreich: „Die meisten Staatsmänner, Wirtschaftsführer, Gelehrten, Künstler, Poeten und Komponisten, auf die Österreich stolz sein darf, selbst die Architekten der Ringstraße, stammen nicht aus dem Gebiet der — österreichischen — Bundesrepublik. Man braucht, um dies zu sehen, nur einen Blick auf die Bildnisgalerien in den Ministerien zu werfen, auf die Büsten in der Aula und die Standbilder unserer Stadt.“

Ohne in die Einzelheiten zu gehen, hat Benedikt Richtiges erkannt. Im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges sind 37 Feldmarschälle auf kaiserlicher Seite ernannt worden. Drei von diesen (Rudolf Frhr. v. Teuffenbach, Max Fürst v. Liechtenstein, Hans Christoph v. Puchheimb) — also noch nicht 10 v. H. — sind Landeskinder gewesen. Der Rest stammte aus den übrigen Gebieten des Reiches und aus dem katholischen Süden Europas. Die Hauptberater Maria Theresias in politischen und militärischen Dingen waren: der Lausitzer Haugwitz, der Niederländer van Swieten, der Thüringer Bartenstein und der Rheinländer Daun, der Balte Laudon sowie der Irländer Lacy. Einzig Fürst v. Kaunitz ist ein Landeskind gewesen. Er stammte aus Mähren; seine Mutter kam aus friesischem Grafengeschlecht. Im Verlauf des 18. Jhs. sind 157 kaiserliche (1700—1740), königliche (1740—1745) und kaiserlich-königliche (1745—1800) Heerführer zu Feldmarschällen befördert worden. Sechzehn — somit etwas mehr als 10 v. H. — kamen aus den deutschen Stammgebieten von den Alpen und an der Donau. In den besonders wichtigen Jahren von 1805 bis 1871, die vom alten Reich über das Kaisertum Österreich und die Revolution zur sog. Doppelmonarchie führten, leiteten neun Männer die k. k. bzw. k. u. k. Außenpolitik: 1805—1809 Graf v. Stadion (Schwaben), 1809—1848 Fürst v. Metternich (Rheinland), 1848 Graf Ficquelmont (Lothringen), 1848 Freiherr v. Wessenberg (Schwaben), 1848—1852 Fürst zu Schwarzenberg (Franken), 1852—1859 Graf v. Buol (Schweiz), 1859—1865 Graf v. Rechberg (Schwaben), 1865/66 Graf v. Mensdorff (Lothringen), 1866—1871 Graf v. Beust (Sachsen/Brandenburg). Es ist nicht ein einziger Österreicher festzustellen. Allein Felix Schwarzenberg ist in den Herrschaftsgebieten des Erzhauses geboren worden (Krumau, Böhmen, 1800).¹

1) vgl. B. Spuler: Regenten und Regierungen der Welt. 1. Aufl. Bielefeld 1953. 2. Aufl. 2 Bde. Würzburg 1962—1964; hier Bd 1, S. 361—365.

Heinrich v. B a n n i z a schreibt: „Wrede, einer der wenigen bayerischen Feldherren von allgemeiner Bedeutung, hat wie so viele hervorragende Persönlichkeiten keinen Tropfen altbayerischen Blutes.“ In den Jahren 1799 bis 1871 wirkten die folgenden Männer als leitende Minister des Kurfürstentums und des Königreiches: 1799—1817 Graf v. Montgelas (Savoyen), 1817—1825 Graf v. Reigersberg (Niederlande), 1825—1831 Freiherr v. Zentner (Bergstraße), 1831—1837 Freiherr v. Gise recte Koch v. Teublitz (Rheinland), 1837—1847 Karl v. Abel (Wetzlar), 1847 Freiherr Zu Rhein (Rheinland), 1847/48 Fürst v. Oettingen (Schwaben), 1848/49 Graf v. Bray (Frankreich), 1849—1859 Freiherr v. der Pfordten (Thüringen), 1859—1864 Freiherr Schrenck v. Notzing (Bayern), 1864—1866 Freiherr v. der Pfordten s. o., 1866—1870 Fürst zu Hohenlohe (Franken), 1870/71 Graf v. Bray s. o.²

Im Kaisertum ließ sich nicht ein Landeskind als leitender Minister feststellen. In Bayern ist unter elf Staatsmännern einer — Baron Schrenck aus München — als Altbayer zu erkennen.

Der langen Rede kurzer Sinn: „Ausländer“ hat es in allen Machtzentren gegeben, in Wien und München bei weitem mehr als in Berlin. Vorliegende interessante und verdienstvolle Arbeit wäre noch um ein Beträchtliches interessanter und verdienstvoller geworden, wenn sie nicht allein mit Eifer die „Ausländer“ in Brandenburg-Preußen aufgesucht, sondern deren Zahl mit jener der Einheimischen in Relation gestellt hätte. In vorliegender Fassung könnte leicht der — irreführende — Eindruck entstehen, als wären Politik und Militärwesen im Kurfürstentum und im Königreich der Hohenzollern vorzüglich, ja nahezu ausschließlich von „Ausländern“ geleitet worden.

Bensheim

Nikolaus v. Preradovich

2) Spuler, S. 74—76.

Erik Amburger: Die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für die Wirtschaft Rußlands vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Bd 42.) Verlag Otto Harrassowitz. Wiesbaden 1968. 200 S.

In dem vorliegenden Buch hat der Vf. zum Thema „Fremdenwerbung in Rußland“ umfangreiches Material ausgebreitet. Im Mittelpunkt steht dabei die Wirtschaftsgeschichte, also alles Geschehen, das um die Gewinnung des Personals für Werkstatt und Handelskontor, Manufaktur und Bergbaubetrieb ging. Ausgeklammert bleiben die (militärische) Soldatenwerbung, die in den Zusammenhang kriegsgeschichtlicher Darstellungen gehört, die bäuerliche Siedlung aus dem Ausland, die sich ohnehin auf anderer Grundlage vollzog, sowie die Anwerbung auf dem Gebiet der Medizin, des Unterrichtswesens und der wissenschaftlichen Forschung, über die E. A m b u r g e r bereits eine Untersuchung vorgelegt hat.¹

Dem Schwerpunkt der Arbeit entsprechend, ist der Zeit Peters des Großen, unter dem Fremdenwerbung nahezu planmäßig betrieben wurde, der größte Raum gewidmet. Die „Zeit der Deutschen“ und die Regierungsepoche Katharinas II. sind kaum weniger wichtig, da hier die von Peter dem Großen einge-

1) vgl. dazu: ZfO. 12 (1963), S. 768 f.